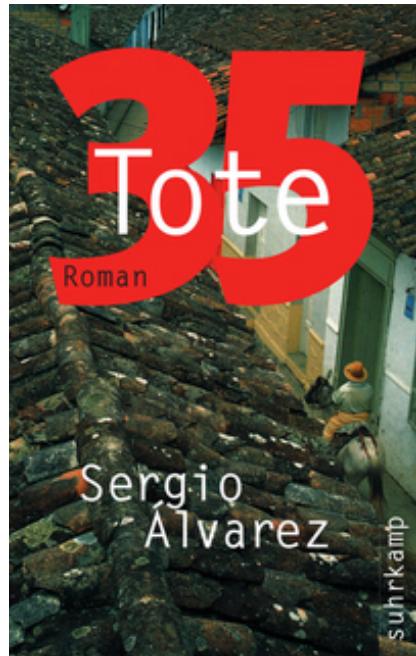


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Álvarez, Sergio
35 Tote

Roman
Aus dem Spanischen von Marianne Gareis

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4460
978-3-518-46460-1

suhrkamp taschenbuch 4460

In seinem großen Kolumbien-Roman schickt Sergio Álvarez seinen Helden durch die jüngere Geschichte des südamerikanischen Landes. Aufgewachsen in einer marxistischen Kommune in Bogotá, lockt ihn bald das Leben draußen auf der Straße mit Salsa, Mädchen und kleineren Überfällen. Irgendwann wagt er sich an größere Geschäfte. Aber die Drogenmafia kennt keine Gnade, und als immer mehr seiner Freunde getötet werden oder verschwinden, muss auch er fliehen. Damit beginnt seine Wanderschaft durch Kolumbien, auf der ihm philosophierende Drogenhändler, geschäftstüchtige Marionettenspieler und freundliche Mörder begegnen.

Dem magischen Realismus von García Márquez' *Hundert Jahre Einsamkeit* setzt Sergio Álvarez eine drastisch realistische Geschichte entgegen, deren erzählerischer Kraft und unterschwelligem Humor man sich kaum entziehen kann.

Sergio Álvarez, geboren 1965 in Bogotá, Kolumbien, lebt in Barcelona. Er hat in der Werbe-, Fernseh- und Kinobranche gearbeitet, bevor er sich dem Schreiben zuwandte. Für die Recherche zu diesem Roman ist er viele Jahre durch sein Heimatland gereist. *35 Tote* ist sein dritter Roman; er wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Marianne Gareis lebt als Übersetzerin, u. a. von José Saramago, in Berlin.

Sergio Álvarez

35 Tote

Roman

Aus dem Spanischen von
Marianne Gareis

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
35 muertos
im Verlag Alfaguara Colombia.

Umschlagfoto: Santiago Harker

Erste Auflage 2013
suhrkamp taschenbuch 4460
© Suhrkamp Verlag Berlin 2011
© 2010 Sergio Álvarez
Published by arrangement with
Guillermo Schavelzon & Assoc. Literary Agency
through UnderCover Literary Agency.
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlag: Göllner, Michels
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46460-1

35 Tote

Für uns alle

Personen und Handlung dieses Romans sind frei erfunden,
Ähnlichkeiten mit realen Begebenheiten oder Figuren sind reiner,
absolut reiner Zufall.

*Ob nun er mich umlegt oder ich ihn,
Hauptsache, das Elend hat ein Ende.*

Emiliano Zuleta

**mit diesem Toten hab ich nichts im Sinn,
da ich noch nicht mal der Mörder bin ...**

Botones verübte sein letztes Verbrechen neun Monate nach seinem Tod; zu Lebzeiten tötete dieser Bandit in Kolumbien gut dreihundert arglose Menschen, die den Mut oder das Pech hatten, sich seinem Unwillen, Ehrgeiz oder seinen Waffen auszusetzen. Doch wie jeder Mörder, der etwas auf sich hält, tötete Botones weiter, als er bereits auf dem Friedhof vermoderte. Und dazu brauchte er keine Kugel mehr zu verschwenden, niemanden mehr zu erstechen oder eigenhändig zu erwürgen. Ihm genügte meine bescheidene Mitarbeit, denn ich, ein Trottel bereits vor der Geburt, zerriss meiner gebärenden Mutter das Fleisch und löste die Blutung aus, die der langen Liste der Morde dieses Ex-Armeegefreiten den letzten hinzufügte.

Der Bandit hatte sich gerade mit Cándida vergnügt, war vom Orgasmus in die Siesta übergegangen und mit dem melancholischen Bedürfnis aufgewacht, Javier Solís zu hören. Als er die Nadel gerade auf die Vinylscheibe setzen wollte, erwachte sein Verbrecherinstinkt und sagte ihm, dass um ihn herum eine merkwürdige Stille herrschte. Cándida!, rief Botones, und als er sah, dass die Frau verschwunden war, fiel ihm ein, wie bereitwillig sie sich ihm hingegeben hatte, und er wurde noch unruhiger. Er trat ans Fenster und blickte auf die Straße, und trotz ihrer scheinbaren Verlassenheit konnte er den Helm eines der tausendfünfhundert Männer erkennen, die die Armee für seine Ergreifung abgestellt hatte. Diese verräterische Hure!, fluchte Botones, zog sich an und inspizierte das Haus. Auf der Schwelle zum Hinterhof kam ihm erneut sein Instinkt zu Hilfe, denn statt selbst hinauszutreten, hielt er lediglich seinen Hut hinaus und konnte förm-

lich zusehen, wie die Kugel den Filzstoff durchlöcherte. Es gab keinen Fluchtweg. Botones ging wieder hinein und informierte Víctor und Emma, das Haushälterpaar, über die Umzingelung durch die Armee und wies die beiden an, die Kinder zu verstecken und, falls jemand klopfte, sofort aufzumachen und sich normal zu verhalten. Und falls sie nach mir fragen, dann sagt, dass ihr mich nicht kennt und noch nie gesehen habt, fügte er mit diesem Lächeln hinzu, mit dem er seine Befehle zu begleiten pflegte. Der Bandit kehrte ins Schlafzimmer zurück, schnappte sich das Maschinengewehr, kauerte sich in eine Ecke und versuchte den Husten zu unterdrücken, der ihn plagte. Er hatte sich schon öfter aus solchen Situationen befreien können und glaubte, wenn er nur den ersten Angriff abwehrte und bis zum Abend durchhielte, das Dunkel der Nacht für die Flucht nutzen zu können.

Dies alles ereignete sich im Juni 1965, als Bogotá bereits nicht mehr dieses verschlafene, kalte und regnerische Nest war, sondern sich dank der falschen Hoffnungen, die sich die tausende, mit der letzten Gewaltwelle angespülten Menschen machten, in eine lärmende, bunte Stadt verwandelt hatte. Es gab zwar noch keine Industrie, keinen Handel und kaum Autos, und die Armenviertel hatten noch nicht die Hochebene erobert, doch die Stadt wuchs im Schutze dieser Berge, die in der Sonne ebenso grün glänzten wie die Uniformen der Militärs.

»Alirio Beltrán, ergeben Sie sich, und wir lassen Sie am Leben!«, erklang von der Straße her die megafonverstärkte Stimme eines Militärs. Botones hielt den Atem an und wurde noch wachsamer, denn er wusste, die Armee hatte ihn zum Tode verurteilt und wollte ihm mit diesem Angebot lediglich ein weiteres Mal mitteilen, dass sie ihn diesmal nicht entkommen lassen, sondern endlich töten würde. Wir müssen das Haus stürmen, dieser Dreckskerl ergibt sich nicht, sagte Hauptmann Arellana, der den Überfall befehligte. Ro-

gelio und El Indio, die beiden Geheimagenten, die Cándida bestochen hatten, stimmten ihm zu, und so überquerten sie, gefolgt von einem Leutnant und ein paar Soldaten, die Straße und klopften an die Tür des Hauses, in dem Botones sich aufhielt. Und dieses abgeschlossene Zimmer hier?, fragte Rogelio das Ehepaar, nachdem sie erfolglos das Haus durchforstet hatten. Da wohnt ein Mieter, der gerade verreist ist, dafür haben wir keinen Schlüssel, erwiderte Emma. Rogelio sah der Frau fest in die Augen. Weg mit der Tür, befahl er. Gewehrfeuer ließ das Holz splittern, das Schloss sprang heraus, und vor den Agenten und Militärs lag ein dunkles, übel riechendes Schlafzimmer, das ebenso gut der Eingang zur Hölle hätte sein können. Gebt mir Deckung, sagte El Indio und trat über die Schwelle zur Hölle. Nein, warte!, schrie Rogelio noch, doch El Indio hörte ihn bereits nicht mehr, da die Dunkelheit und der Gestank vom Blitzen und Rattern von Botones' Maschinengewehr durchbrochen wurden. Als Rogelio, der Leutnant und die Soldaten El Indio zu Boden gehen sahen, verschanzten sie sich und erwidernten das Feuer. Sie verschossen ihre ganze Munition, ohne das Zimmer einzunehmen zu können, und hatten schließlich keine andere Wahl, als einen Waffenstillstand zu erbitten. Klar doch!, erklang Botones' hustende Antwort aus dem Dunkel, eine kleine Pause tut uns allen gut. Rogelio und die Soldaten verließen, den toten El Indio hinter sich herziehend, das Haus, und Botones nutzte die Zeit, um die Fenster mit Schränken, Tischen und Matratzen zu verbarrikadieren. Von diesem Augenblick an beförderte Botones jeden Soldaten, der versuchte, das Haus anzugreifen, mit einem treffsicheren Schuss rückwärts: entweder in die sichere Deckung oder aber in den Tod. Fünfeinhalb Stunden oder dreihundertdreißig Minuten lang, fast eine Minute pro verübtes Verbrechen, widerstand Botones dem Ansturm dieser Soldaten, die ihn nicht nur fürchteten, sondern um einiges mehr bewunderten als ihren

Hauptmann, der den Ruf eines Verräters und Liberalenhassers hatte.

Während die Schießerei mal stärker, mal schwächer wurde, verschlang die Nacht die Abenddämmerung, und Nidia Lozano kehrte nach Hause zurück, wo sie sogleich ihre Schwiegermutter anrief und fragte, ob Rubén, der Soldat, der ihr zwei Tage zuvor einen Heiratsantrag gemacht hatte, an der Militäraktion beteiligt sei. Ja, mein Kind, antwortete die Schwiegermutter. Wo sonst sollte er sein, bei dem Pech, das mein Junge immer hat? Nidia trank einen Kaffee, schloss sich in ihrem Zimmer ein, um die Jungfrau von Chiquinquirá zu bitten, nicht zuzulassen, dass Rubén von Botones' Kugeln getötet werde. Doch im Lärm der pfeifenden Kugeln, Kanonen, Panzer- und Flugzeugmotoren hörte Botones die Anweisungen der heiligen Jungfrau von Chiquinquirá nicht. Deshalb war Rubén bereits tot, als Nidia zu Ende gebetet hatte. Und obgleich Botones' Schuss Rubéns Nase, Mund und Stirn zertrümmerte, war das Loch, das er in Nidias Herz riss, größer. Zwei Jahre lang hatte das Mädchen die Hände des Soldaten abgewehrt und ihm den letzten Liebesbeweis verweigert, obwohl sie bei jeder seiner Berührungen das Leben zwischen ihren Beinen davonrinnen spürte.

Kurz nach Mitternacht hörte Nidia auf zu beten, lief zu dem Schlachtfeld, trotzte den Soldaten, die die Gefallenen bewachten, und sah am Ende bestätigt, dass unter den auf einem Gehweg ausgebreiteten Leichnamen auch der von Rubén war. Sie streichelte das zerstörte Gesicht des Soldaten und versuchte zu weinen, doch die Tränen wollten ihr keine Linderung verschaffen, denn statt Trauer verspürte sie nur Wut. Der kalte Körper und die blutverschmierte Kleidung des Toten machten ihr deutlich, dass sie die törichteste Jungfrau aller Zeiten war; törichter, unnützer und tauber als die Jungfrau von Chiquinquirá. Die Kälte stimmte Nidia vollends traurig, sie sah zu dem einsamen Stern am Himmel

hoch und beschloss, keine einzige Nacht im Leben mehr allein zu verbringen, kein weiteres Opfer dieser Schlacht zu werden. Sie deckte Rubén wieder zu, lief die 27. hinunter, gelangte an die Avenida Caracas und suchte den Eingang zu dem Lager für Baumaterial, wo sie am Samstag Vormittag immer die Buchführung machte. Wer ist da?, fragte Fabio Coral, der Lagerbesitzer. Nidia brachte kein Wort hervor. Fabio wollte schon kehrtmachen und die Flinte holen, als Nidia in Ohnmacht fiel. Der Aufprall ihres Körpers und das unter der Tür durchscheinende Stück Kleiderstoff nahmen Fabio die Angst, und er öffnete die Tür. Der Mann mittleren Alters, der seit Jahren davon träumte, Nidia zu ehelichen, sah endlich seine Hoffnung erfüllt, sie auf seinen Armen ins Bett zu tragen, doch da sie nicht wieder zu sich kam, musste er zu seinem Leidwesen den Blick von ihren Beinen abwenden und ein Glas Wasser holen gehen. Es dauerte, bis er das Glas ausgewaschen hatte, und als er schließlich ins Schlafzimmer zurückkehrte, saß Nidia bereits auf dem Bett und betrachtete die Nacktfotos, die die Wände zierten. Vielleicht war dies ja doch nicht der richtige Ort, um die erste Nacht als Witwe zu verbringen, aber wo sollte sie sonst hin? Sie wollte nicht allein sein, wollte Wärme spüren und an einem Ort weinen, wo ihr jemand zuhörte und sich vor allem nicht über sie lustig machte. Und wer wäre dafür besser geeignet als Fabio Coral, der Mann, der seit Monaten mit ihr ausgehen wollte, der ihr für die paar Stunden am Samstag ebenso viel bezahlte wie das Restaurant, in dem sie als Kassiererin arbeitete, für die ganze Woche und der ihr außerdem letzten Sonntag den Lohn von vierzehn Tagen vorgestreckt hatte, damit sie mit Rubén Geburtstag feiern konnte. Nidia erzählte, was passiert war. Sie weinte und klagte, ließ sich von Fabio aufs Bett legen und bat ihn, sie zu umarmen. Als seine Hände anfingen, ihre Brüste zu streicheln, presste sie die Lippen zusammen und ließ zu, dass die in den letzten Jahren so sehr gefürchte-

te Feuchtigkeit sie überschwemmte. Fabio entkleidete zunächst sie und dann sich selbst, und ein paar Sekunden später kannte Nidia Fabio Corals Körper besser als den Rubéns. Als Fabio versuchte, sie zu küssen, musste Nidia an die erotischen Spiele denken, die Rubén ihr beschrieben hatte, und ihr wurde klar, dass Fabio niemals mit Rubén darüber gesprochen hatte, denn das, was er tat, war ungeschickt und fast aggressiv. Nicht so heftig, protestierte Nidia. Verzeih mir, sagte Fabio verunsichert. Nidia wurde klar, dass alles, was in diesem Augenblick nicht passieren würde, niemals mehr passieren würde, also schloss sie die Augen, drehte sich auf den Rücken und machte die Beine breit. Fabio legte sich auf sie und drang in sie ein. Nidia ließ ihn die Bewegungen machen, zu denen er in der Lage war, und als sie spürte, dass er kam, presste sie sich an ihn und begann zu weinen. Ich will mit dir zusammenleben, sagte Fabio, kaum dass er wieder zu Atem kam. In diesem Zimmerchen ist kein Platz für eine Frau, höchstens für diese schweinischen Poster, antwortete Nidia. Wir können ein Zimmer anbauen, an Material mangelt es nicht, erwiderte Fabio mit einem Lächeln. Nidia wollte erneut ablehnen, doch eine plötzliche Leere in ihrem Bauch sagte ihr, dass sie vielleicht schwanger geworden war. Also antwortete sie lieber nicht.

Meine Mutter ging zu Rubéns Beerdigung, tröstete ihre Ex-Schwiegermutter, ließ die Beileidsbekundungen der Militärs über sich ergehen, warf den Orden, den Arellana auf den Sarg gelegt hatte, in den Müll, und nachdem sie die vorgegebenen neun Nächte für den Toten gebetet hatte, packte sie ihre Siebensachen in einen Karton, verließ das Zimmer, in dem sie wohnte, und machte sich auf den Weg zu dem Baumateriallager mit dem sprechenden Namen El Porvenir, die Zukunft. Auf dem Weg dorthin stolperte sie über Blumen, Skapuliere und andere Opfergaben, die Menschen aus ganz Kolumbien auf den Trümmern des Hauses, in dem Bo-

tones umgekommen war, dargebracht hatten. Sie verspürte Lust, alles niederzutrampeln, hob jedoch nur den Blick zum Himmel und setzte ihren Weg fort.

Die Liebesakte, die auf die Ungeschicklichkeiten der ersten Nacht folgten, die Gespräche, in denen sie sich ihr Leben erzählten, führten zu einer gewissen Intimität zwischen meinen Eltern, die sich im Laufe der Wochen offensichtlich in Liebe wandelte. Eine Liebe, die Nidias Schwangerschaft, zu der später auch der Pfarrer aus dem Viertel seinen Segen gab, einfach und die Kunden des Lagers glücklich machte, weil sie sich darin äußerte, dass mein Vater auf Kredit verkaufte und den Käufern reichlich Preisnachlässe gewährte. Die Leute sagten, diese Rabatte seien eines der vielen Wunder, die Botones' Seele in Kolumbien vollbringe. Mein Papa glaubte ebenfalls an Wunder und dankte dem Banditen jeden Abend vor dem Schlafengehen dafür, dass er Rubén Mejía Rincón getötet hatte. Nachts kuschelte mein Alter sich an meine Mama, stand morgens früh auf, kochte Kaffee, stellte das Radio an, hörte Nachrichten, schloss den Laden auf und stellte die Glücksfilter, die er einer Wunderheilerin abgekauft hatte, auf die Theke. Er pfiff den ganzen Tag vor sich hin, ließ das neue Zimmer bauen und verschwand eines Samstags überraschend, um sich in den Kaufhäusern der 11. neue Klamotten zu kaufen, damit er vor seiner Ehefrau und deren Besucherinnen etwas hermachte.

Eines Abends, als ich bereits fünf war und mit meinem Alten an dem Steilhang saß, den er sich später hinabstürzen sollte, erzählte er mir unter Tränen, dass er immer vor Glück weinen musste, wenn er meine Mutter schlafen sah.

Meine Mama trank den Kaffee, den mein Papa ihr brachte, döste noch ein Weilchen vor sich hin, machte Frühstück und brachte den restlichen Vormittag damit zu, den Lagerbestand zu prüfen oder mit ihrem dicken Bauch durch El Porvenir zu spazieren. Um zwölf Uhr kochte sie das Mittagessen

und am Nachmittag setzte sie sich in ihr Zimmer und strickte für mich Babyklamotten. Es waren glückliche Tage, das zumindest glaubte mein Papa, der ebenso wie ich nie gelernt hat, dass Gefühle in dieser Welt nicht wandelbar und auch nicht wiederverwertbar sind. Meine Mutter verstrickte indes nicht nur Wolle, sondern auch ihr Leben und ihre Gefühle mit dem Leben und den Gefühlen meines Papas. An dem Tag, an dem ihre Fruchtblase platzte, glaubten beide, am Gipfel des Glücks angelangt zu sein. Sie packten Schlafanzüge, Morgenmantel und Windeln in einen Koffer, stiegen in den Firmenlieferwagen und fuhren nervös die Avenida Caracas entlang, bis sie zur Plaza de los Mártires gelangten, dann die 11. hinunter und hielten schließlich vor dem Eingang zum Krankenhaus San José an. Dieses Kind hat es eilig, sagte der Arzt, und mein Papa lächelte stolz. Meine Mama legte sich auf die Trage, und mein Papa setzte sich und wartete auf die freudige Nachricht, ohne im Traum daran zu denken, dass in dem Augenblick, in dem ich das Licht dieser Welt, in der ich ein Leben lang verloren sein würde, erblickte, eine unstillbare Blutung in ihrem Körper ausgelöst würde. Anfangs wirkte alles noch ganz normal, doch bald schon nahm sie an Stärke zu, und weder die tiefe Freude, die meine Mutter empfand, als sie mich im Arm hielt, noch die Spezialisten, die mein Vater eilends rufen ließ, als die Ärzte aus dem San José sich als unfähig erwiesen, die Blutung zu stoppen, konnten meiner Mutter helfen. Ihr Schicksal liegt in Gottes Händen, sagte der letzte Gynäkologe, der sie untersuchte. Mein Papa verpasste ihm einen Fausthieb, schimpfte ihn einen Betrüger und sagte, er würde ihn nicht dafür bezahlen, dass er daherrede wie ein Pfaffe. Dieses Aufbegehren änderte nichts an der Diagnose des Gynäkologen, weckte aber meine Mama auf. Wir sollten uns in unser Schicksal fügen, Fabio, sagte sie. Nein, ich werde mich nicht in mein Schicksal fügen, antwortete mein Papa. Meine Mama schloss die Augen wieder.

Mein Papa betrachtete sie lange und entdeckte auf ihrem Gesicht denselben Ausdruck wie in jener Nacht, als sie an die Tür von El Porvenir geklopft hatte. Da musste mein Alter an Botones denken. Er erinnerte sich daran, dass Botones wie beabsichtigt bis zum Einbruch der Dunkelheit Widerstand geleistet hatte. Arellana hatte dann in seiner Verzweiflung Castillo rufen lassen, einen Major, den er zwar hasste, der jedoch erst kürzlich in den Vereinigten Staaten eine Schulung über Giftgase absolviert hatte und den er nun um Unterstützung bat. Castillo ließ seine Mannschaft aufstellen und das Haus, in dem Botones Widerstand leistete, mit Giftgasbomben ausräuchern. Diese Gase machten Alirio Beltrán nicht nur blind und betäubt, sondern verstopften die bereits verstopften Lungen des Banditen noch mehr. Botones, der an einer Hand verletzt war und keine Luft mehr bekam, versuchte die Strahler kaputt zu schießen, die die Armee aufgestellt hatte, um zu verhindern, dass er im Schutze der Dunkelheit entkam. Zum ersten Mal im Leben scheiterte er, und die Straße blieb erleuchtet, bereit, als Filmkulisse für seine Sterbeszene zu dienen. Botones lud sein Maschinengewehr, sprang durch das Loch, das eine der Artilleriekanonen in die Hauswand geschlagen hatte, und lief, den Kugeln ausweichend, im Zickzackkurs über den Hof. Schaulustige und Radioreporter, die die Schlacht live kommentierten, hatten die Ehre, mitanzusehen zu dürfen, wie der gefürchtetste Mörder Kolumbiens sich in eine verschreckte Gazelle wandelte. Mit Botones' Glück war es vorbei, doch einmal noch gewann er seine Zielgenauigkeit zurück, als er nämlich einen Soldaten tötete, der sich unter einem vor dem Haus parkenden Auto versteckt hatte. Aber er schaffte es nicht mehr, dieses für sich als Deckung zu verwenden oder gar über die Lehmmauer zu klettern, die ihn von der Weide trennte, über die er hatte flüchten wollen. Eine Gewehrsalve, abgefeuert von Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren, von Arellana und sogar von

Major Castillo, hielt ihn auf. Dennoch wurde Botones Körper nur von einer einzigen Kugel getroffen. Das Blei bohrte sich in seinen Nacken und streckte ihn nieder.

Vielleicht blieb ihnen gar nichts anderes übrig als ihn zu töten, dachte sich mein Papa am Ende dieser ganzen Erinnerungen, sie hätten ihn ja schließlich nicht entwischen lassen können. Dann wurde mein Alter philosophisch und überlegte, dass auch meine Mama in dieser Nacht eine Flucht versucht hatte und das Schicksal nun auch ihr verweigerte, aus der Umzingelung des Todes freizukommen. Doch mein Papa hätte besser nicht ans Flüchten und erst recht nicht an Botones gedacht, denn mit einem Mal bevölkerten, als hätten sie ihn gehört, die Geister all dieser durch Kolumbien irrenden Toten das Zimmer im Krankenhaus San José. Es ist ein Jammer, sterben zu müssen, wenn man so glücklich ist, sagte meine Mama. Du wirst nicht sterben, antwortete mein Papa. Seien wir ehrlich, Fabio, wir wissen beide, dass nichts mehr zu machen ist. Außerdem spüre ich, dass Rubén mich ruft, wahrscheinlich liebt er mich noch immer und hofft, dass ich ihm im Grab Gesellschaft leiste. Bestimmt fühlt er sich einsam, sehr einsam.

**ich bin der Tod, der Tod bin ich
ich bin der Tod ...**

Warum bist du so durcheinander?

Na ja, es ist schon hart.

Was ist hart?

All diese Leichen zu sehen, diese Verletzten ...

Uff ...

Und die Überlebenden, die vor Schreck geweint haben.

Erzähl es besser nicht, ich krieg eine Gänsehaut.

Ich muss reden, sonst explodier ich.

Du explodierst nicht, von der Bombe bist du schließlich auch nicht explodiert.

Darüber macht man keine Witze.

Was soll ich denn sonst machen, anfangen zu heulen?

Nein, aber sei ein bisschen respektvoll.

Okay, entschuldige ...

Ich muss heulen.

Heul doch, dann bist du wenigstens still.

Machst du dich schon wieder lustig?

Ui ui, du bist vielleicht empfindlich, ich geh wohl besser.

Nein, nein, lass mich nicht allein.

Hast du Angst?

Nein, aber ich will nicht allein sein.

Ich bleibe, aber lass mich reden.

Rede, aber mach dich nicht lustig.

Okay, aber hör du auf mit diesem tragischen Getue ...

Ich hab dir doch gesagt, ich kann nicht.

Versuch es zumindest, es nervt, wenn du hier so rum-heulst.

Es war eben sehr hart, diese ganzen Leichenteile zu sehen.

Beruhig dich, nimm lieber einen Schluck Bier.

Das krieg ich nicht runter.

Mach den Mund auf.

Danke, meine Seele kehrt in meinen Körper zurück.

Na hoffentlich, die brauchst du nämlich noch.

Du hast recht, eine Seele brauch ich ...

Schon gut, beruhig dich ...

Da war ein Kind, das hat noch gewimmert, als ich hinkam.

Hier, nimm noch einen Schluck ...

Danke, du bist ein Engel.

Das stimmt, gegen diese Leute bin ich wirklich ein

Engel ...

**die Kapelle ist betrunken,
ist betrunken ...**

Mein Papa hat immer gesagt, ein Tod im rechten Augenblick haucht dem Leben neuen Atem ein, doch der Tod meiner Mama machte nicht nur seine philosophischen Ambitionen zunichte, sondern raubte ihm auch jeden Lebensmut. Er verließ das Krankenhaus, ging zur Bank, hob Geld ab, setzte sich in seinen Lieferwagen und fuhr mit mir zur Kirche in seinem Viertel. Helfen Sie mir, die Beerdigung zu organisieren, ich bin nicht in der Lage dazu, sagte er zu Padre Serna und schluckte die Tränen hinunter. Er verließ die Kirche wieder, fuhr zu Esneda, einer Nachbarin, die schon seit Langem in ihn verliebt war, blätterte ihr ein paar Scheine auf den Tisch und überließ mich, ohne mich noch einmal anzusehen, ihrer Obhut. Das restliche Geld steckte er ein, stieg erneut in den Lieferwagen und fuhr zu einer Spelunke namens La Góndola an der Ecke 10. mit 4. Meine Mama wurde von Padre Serna, Cristinita, der einzigen Schwester meiner Mama, einer Handvoll Nachbarn und ein paar Schaulustigen beerdigt. Es war ein trauriges Begräbnis, weil Esneda darauf bestanden hatte, mich mitzunehmen, und ich unaufhörlich brüllte, weil es die ganze Zeit regnete und weil mein Papa, obwohl der Pfarrer eigens nach ihm schickte und ein paar Stunden auf ihn wartete, nicht auf dem Friedhof erschien. Über eine Woche lang betrank sich mein Alter im La Góndola, schluckte das Bier mit Tränen hinunter und ließ einfach nur Zeit verstreichen, während er immer wieder *Nuestro juramento*, Unser Schwur, von Julio Jaramillo in der Musicbox auflegte. *Wenn du zuerst stirbst, das versprech ich dir, werde ich die Geschichte unserer Liebe niederschreiben, mit meiner Seele voll des Gefühls werde ich sie mit Blut schreiben, mit dem Tintenblut meines Herzens*, sang er, bis er schließlich über dem Tisch einschlief.